



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 12.

Samstag, 15. Januar

1927.

Strandgut.

(Nachdruck verboten.)

(8. Fortsetzung.)

Roman von W. Fied.

Doralies sträubte sich auch nicht. Sie war rein aus dem Häuschen. Und würde bereitwillig jeden Unfug mitgemacht haben. Der Assessor zog sie distret auf, aber das merkte sie nicht, es steigerte nur ihre gute Laune. Der Seft perlte. Witze von verschiedener Güte wurden erzählt. Die Heiterkeit artete mehr und mehr in Dammeslei aus. Hilde ließ sich völlig gehen, Gerda, die ihren Heldentenor vermählte, bewahrte etwas mehr Haltung. Sie bestand endlich auch darauf, daß man sich auf den Heimweg mache. Als Doralies ins Freie trat, fühlte sie einen leisen Schwindel, gewann aber doch noch genügend Trittfestigkeit wieder. Es war eine herrliche Nacht. Leise und taktmäßig rauschte die See und leuchtend standen ferne Sternbilder über all dem kleinen törichtsten Menschengetue.

Auf einmal rief Doralies entsetzt: „Um Gotteswillen, ich hab' ja die Hauschlüssel vergessen. Was fang' ich an?“

Aber Hilde beruhigte sie: „Nacht nix. Dann kampieren Sie bei uns auf dem Sofa. Vielleicht ist bei Ihnen die Haustür auch gar nicht verschlossen. Sehen wir erst mal zu.“

Der Fabrikant lachte und der Assessor begann leise zu singen:

„Wie komm' ich denn zur Tür herein?“

„Sag, du, mein Liebchen, sag.“

Darüber wurde die allgemeine Stimmung wieder übermütig, und in der stillen, vornehmen Strandstraße wirkten die lustigen Stimmen merkwürdig laut.

„Hier ist das Haus“, sagte Doralies ein wenig beklommen.

„Also jetzt gilt's. Sesam, tue dich auf“, sagte der Assessor und legte die Hand auf die Klinke. „Hurra, nicht verschlossen.“

Ja, allerdings, aber von innen war die Sicherheitskette vorgelegt. Hart stieß die Tür dagegen und verästerlicher Lärm ließ durch das stille Haus.

„Sind Sie meinschugge?“ schalt Hilde. „Sie toben ja die Tante aus dem Schlaf.“

Darüber lachte Sinding, und nun sprachen auf einmal alle fünf durcheinander, jede Vorsicht vergessend.

Da öffnete sich ein Mansardenfenster. „Wer ist da?“ „Fräulein Kalumeit. Machen Sie gütigst auf“, rief der Assessor.

Es dauerte eine geraume Weile, bis Schritte die Treppe herunterkamen.

„Mein Himmel, in der Zeit könnte man Balltoilette machen“, schalt Gerda. „Na endlich! Gute Nacht. Schlafen Sie schön. Und grüßen Sie die Tante.“

Ein verschlafenes Zimmermädchen ließ Doralies herein, während die Schritte der übrigen die Straße hinab verflangen.

„Fräulein von Eßstett hat nach Fräulein Kalumeit gefragt.“

„Wann?“

„Doralies wurde weiß wie ihr Kleid.“

„Nu — so bei zehn rum. Sie ist noch in Fräuleins Zimmer gegangen und hat gesehen, daß Fräulein aus ist. Da hat sie mir gesagt, ich soll nicht zuschließen. Darum hab' ich nur die Kette vorgelegt.“

Als Doralies mit bleischweren Füßen den Korridor entlang schlich, öffnete sich Asteas Tür. Drinnen brannte Licht. Mit gebieterischer Handbewegung winkte Fräulein von Eßstett die Sünderin herein, stand stumm vor ihr, musterte sie langsam vom Kopf bis Fuß. Das Schweigen wurde zuletzt unerträglich. Doralies Augenlider gingen unruhig auf und nieder. Sie fühlte sich wie die Maus in der Falle, vor der die Kage sitzt. In der nächsten Minute mußte Furchtbares geschehen.

„Tante Aste — — sieh mich nicht so an.“

„Ich sehe dich an, weil ich nicht weiß, ob du's bist; mein Kind, das ich mit solcher Liebe erzogen habe und das mich nun so hintergeht.“

Asteas Stimme schwankte, sie war mehr traurig als zornig.

„Ich hätte es dir ja auch lieber gesagt“, murmelte Doralies, „aber du verbietest mir ja immer alles.“

Aste verzog den Mund. „Pfui, du duftest nach Wein und nach Tabak. Wo bist du gewesen? Sage jetzt wenigstens die Wahrheit, wenn dir das möglich ist.“

Doralies schluckte.

„Wir waren im Kurhaus — zur Reunion. Wir haben ein bißchen getanzt.“

„Wer ist wir?“

„Hilde und Gerda Berhövede.“ Als Aste schwieg, fuhr sie überstürzt fort: „Man ist doch nur einmal jung, und die Jugend ist zu kostbar, um sie unter einer Glasglocke zu versperren“, sagte sie, Gerdas Worte gebrauchend.

Aste hob abwehrend die Hand. „Davon ein andermal. Erzähle weiter. Ihr habt noch ein Zechgelage veranstaltet, ich spür's ja. Wer waren die Teilnehmer?“

Nur Hilde und Gerda, und Herr Sinding und Assessor Buttke. Das sind nämlich ihre Freunde.

„Unglaublich, ganz unglaublich. Du benimmst dich ja wie ein Tippmädchen.“

„Wir haben nichts Böses getan. Gerda sagt, in den großen Städten gehen die jungen Mädchen immer mit ihren Freunden aus. Es gibt keine Anstandsamen mehr“, sagte Doralies, deren Angst einem gewissen Trost zu weichen begann.

„Allerdings, wo es keinen Anstand gibt, bedarf es keiner Anstandsamen“, sagte Aste herbe. Dann in plötzlich ausbrechendem Zorn und Schmerz sich abwendend, rief sie heftig: „Geh' zu Bett jetzt. Auf der Stelle. Morgen reden wir weiter hierüber.“

Die Hände bebten ihr vor Erregung, an Schlaf war nicht zu denken. Ihre Erinnerung durchlief die letzten zwölf Jahre bis zu dem Tag, da sie einem hilflosen Kinde ihr Haus und Herz geöffnet hatte, einem Proletariatskind, das seiner innersten Natur treu blieb und das keine Dankbarkeit kannte. Sie sah sich am Schreibtisch grübelnd über Stößen von Büchern, die ihr sagen sollten, wie sie diesem Kinde am besten nützen könne, sah sich an seinem Bett, es während der Mätern und des Keuchsterns betreuend mit einem Eifer, der ihr von Karl-Otto wer weiß wie viele Male schlechte Witze eingebracht hatte. Und was war nun ihr Lohn? Immer bitterer wurde ihr Denken, bis es ihr schien, als ob durch

ihre Zuhlen ein Riß gehe, der „ihr Kind“ plötzlich zu „fremder Leute Kind“ machte.

„Ach ja, Mutterlos war ein hartes Los, voller Schmerzen und Enttäuschungen.“

Aber keine rechte Mutter würde das je unterschreiben. Ihr Kind und sie sind ja eins. Kann man sich von sich selber in harter Kritik abwenden? Eine echte Mutter denkt nicht an Lohn. Sie liebt, weil sie lieben muß, und ihre Liebe ist ein dauerhaftes Gewächs, das durch keine Enttäuschung zu entwurzeln ist.

Als der Tag anbrach, wußte Asta, was sie zu tun habe. Sie kleidete sich an und ging zu Doralies.

„Mir ist gar nicht gut“, klagte diese, „und wenn ich den Kopf heben will, geht alles mit mir herum.“

Sie sah auch ziemlich erbärmlich aus.

Astas Entrüstung flammte von neuem auf. „Du hast den Kagenjammer. Psui! Aber erwarte nicht, daß ich dich darum bedauere. Ich wollte dir nur sagen, was ich beschlossen habe. Meine Kur kann ich nicht unterbrechen, du aber mußt den bösen Einflüssen, denen du hier ausgelegt bist, entzogen werden. Ich werde dich zu Tante Eberhardine bringen, wenn sie dich aufnehmen will.“

„Ach Gott“, murmelte Doralies mit blassen Lippen. Trotz aller Sterbenselendigkeit erschraf sie bis ins Herz. Fräulein Eberhardine von Stotel war Astas Tante, die als Stiftsdame im adeligen Kloster Schöntal lebte. In früheren Jahren war sie bisweilen zum Besuch nach Hohenwarden gekommen, jedoch Doralies bewahrte keine angenehmen Erinnerungen an die strenge alte Dame. Mit ihrem Neffen Karl-Otto stand sie sich nicht besonders, aber Asta war ihr Liebling und auf telephonische Anfrage erklärte sie sich bereit, Doralies auf vierzehn Tage aufzunehmen.

Am nächsten Morgen war die Übeltäterin zwar noch etwas bläulich und appetitlos, aber reisefähig. Tränen standen ihr in den Augen, als sie mit Asta zur Bahn fuhr. Da lag nun im Vormittagssonnenschein die glitzernde See, der Strand mit den lustigen bewimpelten Burgen, und sie — Doralies — mußte fort. Asta war nicht unfreundlich, nur ernst wie bei einem Begräbnis, und Doralieses Tränen erfüllten sie mit Befriedigung.

„Dies traurige Ende wäre nicht nötig gewesen, mein Kind. Ich hoffe, daß du dir wenigstens eine Lehre daraus entnehmen wirst.“

Doralies antwortete nicht. Verbannung zu Tante Eberhardine! Sie fand, daß die Strafe über das Maß dessen hinausging, was sie gesündigt hatte.

Am Nachmittag langten sie in Kloster Schöntal an. Das Haus, vor dem die altehrwürdige „Klosterkutschke“ sie absetzte, war aus tiefdunkelroten Backsteinen erbaut. Hohe Linden, die weit über das Dach reichten, hielten jeden Sonnenstrahl von den schmalen Fenstern ab, so wirkte es düster, und eine Reihe starrer Agaven auf der Steinbalustrade der Veranda erhöhte noch den unfreundlichen Eindruck. Das bedrohliche Gebäude und seine Bewohnerin paßten gut zueinander. Fräulein von Stotel war vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet, mit Ausnahme des weißen Stiftsdamenhäubchens, hager, mit grämlichen Linien von der steil abspringenden Nase abwärts zum energisch geschlossenen Munde. Es hielt schwer, sich vorzustellen, daß sie jemals gelacht habe.

„Meine liebe Asta, willkommen, wenn ich auch wünschte, daß erfreulichere Gründe dich hergeführt hätten. Nun — und Sie, mein Kind — ich höre mit Schmerz, daß Sie Fräulein von Stotel nicht soviel Freude machen, als sie zu erwarten berechtigt ist.“

Doralies leistete Knids und Handfuß, die ihr sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen waren, aber vor dem sonderbar kalten und unpersönlichen Ton der alten Dame versagte alles, was etwa an Reumütigkeit in ihr gewesen war. Sie rückte den Kopf zurück, schweigend zwar, aber doch mit deutlichem Trotz. Fräulein von Stotels schwarze wimperlose Augen fixierten sie, prüften jede Linie. Unausgesprochene Drohung lag in dem Blick.

Dann geleitete eine herbeigerufene kleine Jose die Damen nach oben. Für Asta stand das gewohnte Fremdenzimmer bereit. Doralies wurde durch eine Schlafkammer mit vielen religiösen Bildern in einen

schmalen, sichtlich seelen erst eingerichteten Raum geführt, der seinen Eingang durch das große Zimmer hatte.

„Wer schläft denn da vorne?“

„Fräulein von Stotel.“

„Dann bin ich ja ordentlich bewacht“, sagte Doralies.

Alle sorgsame Schulung Astas hatte es nicht verhindern können, daß ihre Zunge gelegentlich mit ihr durchging. Das Fräulein lächelte halb schelmisch, halb verlegen. Sie hatte sich auch schon ihre Gedanken gemacht, weshalb wohl Fräulein von Stotel sich so quer vor diesen Gast postierte. War dies etwa eine „Wilbe“?

Fortsetzung folgt.

Warum ich „Kikeriki“ schrieb.

Von Fedor B. Isjagin.

1.

Atulina Timofejewna ist meine Haushälterin, eine mächtige Frau, die es sich in den Kopf gesetzt hat, mich zu heiraten. Weiß Gott, was sie an mir getroffen hat, denn hübsch bin ich ganz und gar nicht. Und vermögend erst recht nicht. Ich erhalte pünktlich am 20. meine Pension, und die reicht gerade, daß ich bis zum nächsten 20. nicht hungere. Aber ich glaube, es sind die Möbel. Vor allem das gedrechselte Vertikow, das ich von Zelisaweta Petrowna, meiner verstorbenen Tante, geerbt habe. Auf dieses Vertikow hatte es Atulina Timofejewna abgesehen.

„Wozu sollen wir uns denn noch heiraten, Atulina Timofejewna? Du hast doch alles auch so, was ich dir in meinen Jahren noch geben kann. Das Heiraten ist kein billiger Spaß, und du weißt, mein Frack hängt im Pfandamt!“

„Ach, Jesim Jeremejtsch, so lang Ihr lebt, habe ich es ja auch gut, ich will nicht klagen. Das mit euren Jahren ist nicht schlimm: ich selbst bin ja auch nicht eine von den Jüngsten. Aber wenn Ihr — was Gott verhüten möge, — eure Augen schließt, — was dann? Mich wird man hier hinausjagen, wie einen fremden Hund, und alle diese schönen Möbel, für die ich so gesorgt habe, werden fremde Menschen benutzen!“

„Gut, Atulina Timofejewna, wenn es nichts weiter ist, dann vermach ich dir alle meine Sachen, nein, ich schenke sie dir am besten gleich, wenn du mir nur nicht mehr vom Heiraten redest!“

Und damit schrieb ich eine Schenkungsurkunde auf gestempeltem Papier und dachte, alles sei jetzt in Ordnung.

2.

Aber was geschieht nun? Wie ich ein paar Tage später nach Hause komme, merke ich, daß der vierte Stuhl und die Kommode fehlen. Atulina Timofejewna sagt, der Tischler hätte da was zu richten.

Am nächsten Tag fehlte auch der Schrank. Am übernächsten der Tisch und das Vertikow. Schließlich stand nur noch mein altes Bett da und der Stuhl mit den drei Beinen. „Sm“, sage ich zu Atulina Timofejewna, „muß denn der Tischler so viel auf einmal richten?“

Und was antwortet sie mir, dies Biest!

„Die Möbel gehören mir, Jesim Jeremejtsch, ich heirate in der nächsten Woche den Tischler, und da brauche ich meine Sachen selbst, das werdet Ihr verstehen! Aber das Bett und den Stuhl will ich Euch bis zu Eurem Tode lassen!“

Ich war sprachlos. Eine solche Schweinerei war mir noch nie vorgekommen. Diese Atulina Timofejewna, der ich mein Leben geopfert, zieht mir nun einfach bei lebendigem Leibe das Fell über die Ohren!

Ich renne auf die Polizei, zum Gericht, aber überall werde ich zurückgewiesen: die Schenkungsurkunde sei in Ordnung, das Papier gestempelt, — da sei nichts mehr zu machen. In meiner Verzweiflung lief ich endlich auch zu Pawsititi Alakiewitsch, einem geriebenen Rechtspraktikanten, der in der Erbsenstrasse wohnt.

3.

„Die Sache steht schlimm, sehr schlimm“, meinte Pawsititi Alakiewitsch, als er sich alles angehört hatte. Dann blätterte er lange in diesen Büchern herum und fragte mich plötzlich: „Jesim Jeremejtsch, sind Sie manchmal etwas geistesgestört?“

„Geistesgestört?“

„Nun, ich meine, so etwas verdreht im Kopf? Nicht? Nun, das ist schade. Aber vielleicht können Sie es noch werden, wenn Sie sich ein wenig Mühe geben. Das ist die einzige Möglichkeit, wie Sie ihre Möbel wiederbekommen können: Sie müssen etwas ganz Berrücktes tun. Dann

kann Ihre Schenkungsurkunde gerichtlich anerkennen werden!

„Und was für verrücktes Zeug soll ich denn tun?“ fragte ich ratlos.

„Nun, da gibt es verschiedene Möglichkeiten. Schreien Sie plötzlich auf der Straße „Kiteriki!“, flattern Sie dabei mit den Armen und rennen Sie den Newski hinunter! Dann wird man Sie einsperren, und alles Weitere will ich schon für Sie machen!“

Ich muß gestehen: Kiteriki zu schreien und dabei mit den Armen zu flattern — das lockte mich nicht sehr. Aber schließlich — warum sollte ich es nicht versuchen?!

4.

Es war an einem Sonntagnachmittag. Elegante Equipagen klafferten auf dem Holzpflaster des Newski hin und her, und eine festlich gepuderte Menge wogte auf dem breiten Trottoir auf und ab.

Ich hatte, um Mut zu bekommen, eine halbe Flasche Schnaps geleert, überquerte den Newski und blieb an einer Haltestelle der Elektrischen stehen. Plötzlich fing ich an laut „Kiteriki!“ zu schreien, fuchtelte wild mit den Armen und raste mitten auf dem Fahrdamm die Schienen entlang.

Ein ungeheurer Tumult entstand. Mit wildem Geschrei stürzte man mir nach, die Elektrischen hielten, die Pferde scheuten und sprangen wiehern zur Seite. Die Menge folgte mir dicht auf den Fersen.

Da stellte sich mir plötzlich ein gewaltiger Polizist in den Weg, packte mich mit festen Fäusten, riß mich in eine Droschke und brachte mich auf das Polizeirevier. Von hier wurde ich noch am selben Abend, als man meine Personallisten festgestellt hatte, in eine Irrenanstalt übergeführt.

Sechs Wochen später hatte Pawssikij Katsiewitsch die Ungültigkeitserklärung der Schenkungsurkunde und die Auslieferung meiner Möbel durchgesetzt. Kulina Timofejewna bekam Magenkrämpfe, als sie das gedrechselte Vertikow wieder herausgeben mußte. Bald darauf wurde ich als vorläufig geheilt entlassen, und konnte meine alte Wohnung beziehen.

Und nun frage ich: ist die Polizei mit ihren Vorschriften nicht ein Segen für die Menschheit? Denn wäre es nicht verboten, auf der Straße laut „Kiteriki!“ zu schreien, und hätte jener Polizist mich nicht in die Irrenanstalt gebracht, — wie wäre ich dann zu meinen Möbeln gelangt?

Darum lobe ich die Polizei, und vermaße jenem braven Polizisten, der mich rettete und mich einsperrte, alle meine Habseligkeiten, sogar das schöne gedrechselte Vertikow! Das tue ich schon, um Kulina Timofejewna auch nach meinem Tode zu ärgern!

(Deutsch von Siegfried von Vegesack.)

Vom Ofen, der heiratete.

Von Oskar Herbert Pfeiffer.

Es war einmal ein Ofen in einem grünen Kachelofen, der stand hoch oben auf dem Speicher zwischen altem Gerümpel; denn es war Sommer und niemand dachte daran zu heizen. Er kam sich recht einsam und verlassen vor und seufzte vernachlässigt durch seine Ofenröhre. Aber niemand hörte auf ihn oder hatte Mitleid mit ihm; denn das ist nichts für Leute, die auf dem Speicher wohnen.

Weil er nun so gar niemanden hatte, der für ihn sorgte und sich ein wenig um ihn kümmerte, beschloß der Ofen zu heiraten. Das war etwas ganz Außergewöhnliches, und das Gerücht darüber verbreitete sich wie ein Lauffeuer über den ganzen Boden.

„Haben Sie es schon gehört? ... Wissen Sie es schon? ... Der Ofen will sich eine Frau nehmen. ... Was sagen Sie dazu?“

Den Freier ärgerte das Getuschel gewaltig, denn er war selbst mit dabei gewesen, wie der Herr Pastor Weihnachten vorigen Jahres bei der Hochzeit der kleinen blonden Maria gesagt hatte, die Ehe sei vom lieben Gott gemacht und eine überaus ernste und heilige Sache. Aber so etwas konnte man dem Gerümpel ja nicht erklären; was verstand denn das Speichervolk von dergleichen Dingen.

So schludte der Ofen denn allen Spott hinunter, wobei seine Kacheln vor Ärger noch grüner wurden, als sie ohnedies schon waren, und sah sich nach einer Braut um.

Da war zunächst die rote Matratze. Das wäre gewiß eine weiche Ehegefährtin geworden, aber es ließ sich nicht leugnen, daß sie die Motten hatte. Ein sehr kribbeliges Pössl. Der Ofen schätzte dergleichen nicht. Dazu war er zu feibelig. — Dann der Mahagonitisch. Der stand noch ganz brav auf seinen drei Beinen. Nur war zu befürchten, daß seine schöne rotglänzende Haut unter der Hitze leiden und Blasen bekommen

würde. Und der schöne Teint war die einalte Mitrast. Rein, das war also auch nichts.

Der große Koffer aus Sechundstahl war zweifellos die stattlichste Partie. Nur noch er ganz abseits nach Iran. Und da der Bräutigam durch seinen Ruh und seinen Qualm auch nicht zum besten dufte, so wäre das Paar bald in schlechten Geruch gekommen. Eine Ehe aber auf schlechten Geruch gegründet ist immer ein Unglück.

Der Hochzeiter in dem grünen Kachelröckchen seufzte laut. Die Brautwerbung war gar zu schwierig.

Die rostige Gieblanne etwa? Nein, diese hohle Person: Niemals. Der alte Kronenleuchter war zu dürr. Die Gardinenstange zu blechern; außerdem hatte sie eine freche Stimme. Die Sonne vielleicht? Oh, die war ja ganz nett. Aber sie trug meist einen Schleier aus Wolken vor dem Gesicht, und der Ofen war doch kein Türke; denn die türkischen Frauen gehen bekanntlich verschleiert. Zudem schickte die Sonne den Mond nachts als Stellvertreter, und das war schon gar nicht nach dem Geschmack des Bräutigams.

Schon glaubte der Ofen, ewig Junggeselle bleiben zu müssen, da fuhr mit einmal jemand durchs Fenster, sauste allen Leck an der Nase vorbei, flüchte durch das Ofenrohr und den Leib zu den kleinen Türen unten wieder heraus, daß Ruh und Staub herauswirbelten und der Ofen seine helle Freude daran hatte.

„Wer sind Sie?“ forschte er.

„Ich bin der Wind, wenn Sie nichts dagegen haben. Ich erfuhr, daß Sie eine Frau suchen, und wollte einmal hören, ob wir zwei uns nicht zusammen tun wollten. Ich bin nämlich auch noch ledig.“

Dem Ofen kam dieses plötzliche Angebot zwar etwas überraschend, er fragte, was er denn bieten und als Mitgift bringen könnte.

„Ich sorge für Ihren Haushalt,“ meinte der Wind, „lege Sie tüchtig und blase Sie aus und erzähle Ihnen im Sommer von meinen Reiseerlebnissen. Ich reise nämlich gern und viel, um die ganze Erde.“

„Gut so,“ lobte der Ofen, der es gerne hatte, wenn jemand erzählte. Darum sorgte er auch dafür, daß sich die Menschen um ihn versammelten, wenn einer etwas zum besten gab.

„Und Sie, mein Herr,“ fuhr die Windsbraut fort, „Sie werden dafür erlauben, daß ich mich im Winter in Ihnen wärme und auf Ihrer Piste blase. Ich bin nämlich sehr musikalisch.“

„Meinetwegen,“ stimmte der Bräutigam bei. Damit war die Ehe geschlossen. Von nun an sagten sie du zu einander. Die Windsbraut erzählte und der Ofen ließ sich von ihr ausblasen und sie auf seiner Piste spielen.

Auf einmal war der Winter da.

Der Ofen wurde gepackt und hinunter ins Haus gebracht. Der Wind wollte natürlich soaleich hinterher, denn es ist nicht gut, wenn der Mann allein ausgeht. Aber da schrie die Großmutter: „Huh, es zieht,“ und da ward ihm die Türe vor der Nase zugeschlagen. Nun versuchte er's durch Fenster. „Weh,“ schalt die Hausfrau, „die Geranientöpfe fallen um.“ Da war auch dieser Weg verperrt.

Da wurde der Ofen ganz traurig und wollte nicht brennen. Die Menschen schimpften und schalteten, er lauge nichts und müßte verkauft werden; sie ahnten ja nicht, daß ihm seine Frau fehlte.

Die sah oben auf dem Kamin, starrte in das schwarze Loch und wußte nicht, wie zu ihrem Manne zu kommen. Auf einmal wallte es ihr warm entgegen. Sie ahnte, daß dies wohl ein Gruß von ihrem Grünröckchen sein müßte, sagte sich ein Herz und kopfüber ging's hinab.

„Gut, gut,“ lachte die Windsbraut, als sie durch das Ofenrohr in das Herz ihres Geliebten fuhr. Brumbrumbrumbrum schnurrte der Ofen, als er seine Frau in sich rumoren fühlte.

Nun wurde Wiedersehen gefeiert und tüchtig erzählt und geblasen und gewärmt, daß es eine Lust war, zuzuhören. Das Speicherehepaar war glücklich, wieder vereint zu sein. Ordentlich heiß wurde der Ofen darüber und wärmte die ganze Stube.

„Jetzt zieht er wieder,“ schmunzelte die Großmutter. „Wir brauchen ihn nicht zu verkaufen.“

Und das war die Hauptsache für den Ofen und seine Frau.

Scherz und Spott

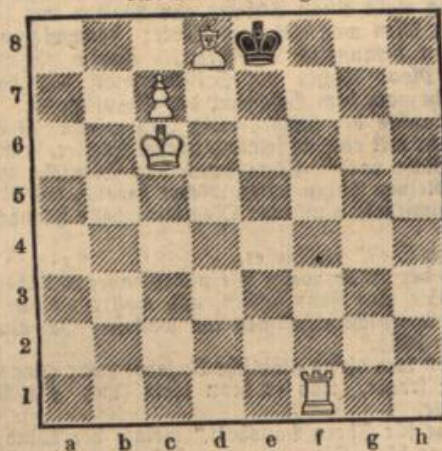
Kofe nach Rundsunk! „Eine merkwürdige Speise seht du mir aber vor!“ schmeckt der junge Gatte und sieht sich misstrauisch die Flüssigkeit an. — „Sa, mein Liebstein“, erwidert sie, „sie ist nicht ganz fertig. Ich war so weit mit dem Rezept, als der Radio-Apparat kaputt ging!“

Spiele und Rätsel

Schach

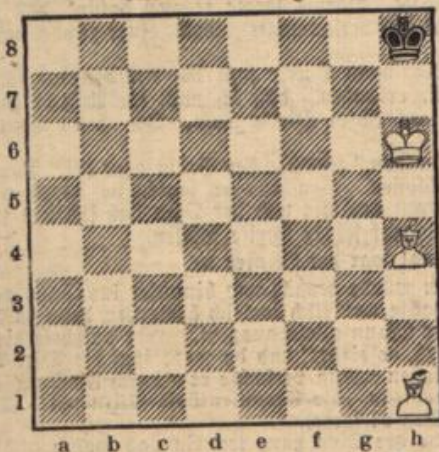
Bearbeitet von GUSTAV MOHR.

Problem-Turnier. Nr. 32. Zweizüger.



Weiß: Kc6, Tf1, Ld8, Bc7; Schwarz: Ke8.

Nr. 33. Dreizüger.



Weiß: Kh6, Lh1, h4; Schwarz: Kh8.

Exzentrität von B. Horwitz.

Weiß: Kf8, Td6, Lc5, Sh1, Be2, f3, g4, h2, h3.
Schwarz: Kh8, Be3, g5, h4.

Matt in 10 Zügen durch Sh1, ohne einen Bauern zu ziehen oder zu schlagen.

Kurz nach Beendigung des New Yorker Turniers im Jahre 1924 schwirrten Gerüchte durch die Luft, die zu berichten wußten, daß Streitigkeiten entstanden wären, die ihren Ursprung im Versagen einer Schachuhr gehabt hätten. Nachdem sich aber auf dem späteren Baden-Badener Turnier die beiden Weltmeister die Hände geschüttelt hatten, hielt man die Sache für erledigt. Leider ist dies nicht der Fall, im Gegenteil hat diese unliebsame Angelegenheit dazu geführt, daß Dr. Lasker sich nicht unter den Teilnehmern des diesjährigen New Yorker Turniers befindet. In einem Briefe, der jetzt durch die Schachspalten geht, schreibt der Altweltmeister zu dieser Sache: „Mit größter Spannung sah das Publikum dem zweiten Zusammentreffen zwischen Capablanca und mir entgegen. Wir alle waren erregt, mit einer Erregung, wie sie der Meister in sich und um sich spüren muß, um Großes zu leisten. Die Partie brachte denn auch einen leidenschaftlichen Kampf. Da bemerkte ich, daß die Schachuhr falsch ging. Sie war von Herrn Lederer reguliert und stand unter

seiner Kontrolle und Verantwortung. Bei der Untersuchung stellte sich heraus, daß ich infolge der technischen Mängel dieser Uhr etwa 15 Minuten an Ueberlegungszeit eingebüßt hatte, ein erheblicher Nachteil, noch verschlimmert dadurch, daß ich zur Untersuchung der Uhr 20 Minuten der zur Erholung gewährten Pause verloren hatte. Es stellte sich heraus, daß einige Schachfreunde das Versagen der Uhr bemerkt und nach Herrn Lederer, der die Uhr zu beaufsichtigen hatte, gesucht hatten, aber Herr Lederer war nicht zu finden gewesen. Sollte Herr Lederer die ihm unterstellten Uhren nicht genau gekannt haben? Es war seine Aufgabe, die Uhren zu kennen, insbesondere die Uhr, die bei einer so wichtigen Partie benutzt wurde. Er mußte gegenwärtig bleiben, um die Uhr im Notfall zu regulieren. Infolge der Erregung, dieses Zwischenfalles, des Verlustes an Bedenkzeit und der Uebermüdung machte ich einen ganz groben Fehler und verlor dadurch die Partie. Dieser selbe Herr Lederer nun ist zum führenden Mitglied des Komitees des für 1927 geplanten Turniers ernannt worden. Dies allein genügt, um meine Teilnahme daran unmöglich zu machen.“ — Wäre man dieser unliebsamen Angelegenheit nicht ein'ach dadurch aus dem Wege gegangen, daß man die schadhafte Uhr gegen eine richtiggehende ausgewechselt und dem Weltmeister die verloren gegangenen 15 Minuten seiner noch übriggebliebenen Bedenkzeit hinzugefügt hätte?

Rätsel

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus den Silben: an, ba, bel, bo, che, co, de, dom, don, drei, e, e, eck, ei, farn, fel, gang, ge, ha, i, in, ka, kraut, kuk, las, le, li, lu, mi, ne, ner, no, o, ra, ri, se, ser, so, ta, tek, ten, tor, trüf, u, wolf sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Dantezitat ergeben. 1. Mathematische Figur, 2. Rundfunkzubehör, 3. Wollengewebe, 4. Rundfunkapparat, 5. deutsche Insel, 6. Drama von Ibsen, 7. bibl. Person, 8. Frauenname, 9. Insekt, 10. Pflanze, 11. Wurfseil, 12. Berg in Brasilien, 13. Baum, 14. Prophet, 15. essbarer Pilz, 16. Männername, 17. Musikinstrument, 18. Naturerscheinung.

Zweisilbige Scharade.

1 nehme jeder gerne an,
Ob 2 er hat, ob nicht;
1 2 muß haben jede Stadt,
2 1 nur wer Familie hat.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 6.

Bilderrätsel: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. — Kreuzrätsel: 1—2 Bogen, 3—4 Lama, 1—3 Bola, 1—4 Boma, 4—2 Magen, 4—5 Made, 3—5 Lade, 5—2 Degen, 5—6 Dekan. — Worträtsel: Der Buchstabe H.

Richtige Lösungen sandten ein: Emma Berghausen, Sigrid Chasnowsky, Liesel u. Emely Dormann, Erika Müller, Hermann Sipper, Paul Stadt, sämtlich aus Wiesbaden; Hilde Häupler aus Sonnenberg; Altu Oms aus Erlenheim; Liesel Erhardt aus Mainz.